

Zusammenfassung

Einige ausgewählte, sich im Laufe mehrerer Generationen entwickelt habende Lebensmuster in den Familien von Mädchen, die massive Eßprobleme produziert haben, werden beschrieben und sinnstiftende Verbindungen mit dem problematischen Eßverhalten hergestellt. Dabei wird ein Zusammenhang zwischen offiziell erlaubten asketischen Lebenswerten und heimlich gelebten Sehnsüchten nach Genuß insoweit konstruiert, als die einen die Seite der Bindung, die anderen die der Autonomie betonen. Das schwierige Dilemma der doppelten Werte-Ablösungs-Ambivalenzen für die betroffenen Mädchen wird deutlich. Für die therapeutische Praxis bedeutet dies, daß alle sich widersprechenden väterlichen und mütterlichen Lebenswerte gewertschätzt, und ein spielerischer Umgang mit ihnen in der Zukunft angeboten wird. Der Verzicht auf gute Zweierbeziehungen in den Familien im Interesse der anderen würde sich erübrigen. Eine positiv-egoistische Lebenseinstellung wäre nicht mehr tabuisiert. Hierbei spielen therapeutische Ideen im Anbieten zeitlicher Unterschiede im Fühlen und Handeln von Fürsorge sowie von gesundem Egoismus eine große Rolle.

Mütter rotieren verzweifelt – Väter verharren gequält...

Eßstörungen von Mädchen auch als Versuch, die destruktive Bindung beider Eltern an einige Werte ihrer Herkunftsfamilien aufzulösen und sich selbst davon zu befreien

Monika Schimpf
Institut für Systemische Therapie, Berlin

In der folgenden Darstellung einiger ausgewählter familiärer Muster bei Eßstörungen von Mädchen und Frauen vertrete ich die Idee, daß die Eltern der Betroffenen trotz räumlicher Entfernung, trotz evtl. Tod der eigenen Eltern, trotz Gründung einer eigenen Familie den unterschiedlichen Werten und Ideologien ihrer Herkunftsfamilien noch so stark und weitgehend gegensätzlich verhaftet geblieben sind, daß die Tochter meint, sich entscheiden zu müssen, wessen Ideologie, wessen Werten sie folgen, auf wessen Seite sie sich stellen muß. Ich versuche die These zu begründen, daß die Eltern sich oft in einer Dauerkrise bezüglich der z. T. gegensätzlichen Werte befinden, die die Tochter mit Hilfe der Symptomatik zum Thema macht als Versuch, sich selbst von denen ihrer Eltern zu lösen und einen autonomen Weg zu finden.

In diesem Dilemma versucht sie, einen Balanceakt zwischen elterlichen Werten zu vollführen und wählt als Ausweg die Eßstörung. Die Treue der Eltern zu ihren Eltern wird durch die Treue der Tochter zu allen ihr emotional wichtig erscheinenden Lebensprinzipien von Angehörigen, Eltern wie Großeltern, auch mit Hilfe der Eßstörung demonstriert und konterkariert. Daß hierbei eine Fülle von Faktoren – gesellschaftliche, kulturelle, familiäre – eine Rolle spielen mögen, ist bekannt. Meine Überlegungen wer-

den anhand einzelner Verknüpfungen erläutert, die grundlegende Thesen ermöglichen.

Gerade in der jetzigen Diskussion über die therapeutischen Implikationen der Prämissen des sozialen und radikalen Konstruktivismus scheint es gewagt, einseitig fokussierte Ideen zur Entwicklung (nicht: zur simplen Verursachung!) und Aufrechterhaltung einer Symptomatik aufzustellen. Ich werde dennoch diese Entwicklungsideen vorschlagen, nicht ohne zu betonen, daß die wesentlichen Thesen des sozialen Konstruktivismus mich in meinem therapeutischen Handeln positiv beeinflusst haben.

Ich habe einzelne Aspekte ausgewählt und den Artikel in folgende Abschnitte unterteilt:

1. Die gefühlte Gefühllosigkeit,
2. Die Rolle der Väter/Ehemänner,
3. Die Rolle der Mütter/Ehefrauen,
4. Eßprobleme und der familiäre Umgang mit Zeit,
5. Eßprobleme und der familiäre Umgang mit Geld.

Die gefühlte Gefühllosigkeit

Warum kann ich mich nicht einfach von Herzen freuen? Warum kann ich nicht richtig traurig sein? Frauen, die unter Eßstörungen leiden, stellen diese Fragen in den Beratungen immer wieder. Das Gefühl der tiefen Trauer, das der unbefangenen Freude wird für wenige Sekunden erfahrbar, dann mit Hilfe der Eß- oder anderer ritualisier-

Eating disorders in girls

Monika Schimpf

Summary

Some selected life patterns dating back through several generations in the families of girls with serious eating disorders are described, thereby making thought-provoking links with problematic eating behaviour. A relationship is established between those officially approved ascetic values and the secret yearning for pleasure insofar as the one stresses the importance of bonding, the other autonomy. The complex dilemma for affected girls arising from this value

ambivalence in the growing-up process is made clear.

In therapeutic practice, this means that all contradictory paternal and maternal values are to be kept in high esteem and low-key contact with them offered in the future. There would be no point in renouncing good two-way relations in families in the interest of others. A positively egotistical attitude to life would no longer be taboo. Therapeutic ideas play an important part through the provision of timing differences in the way care and healthy egotism are regarded.

ter Gedanken schnell wieder erschreckt ausgeblendet. Erlaubt wird offenbar nur eine andauernde und solide Grundstimmung der Ernsthaftigkeit. Wie können wir uns dieses Verhaltensmuster erklären?

Auf Nachfragen bekommen wir oft ähnliche Antworten: „Wenn ich nichts Positives fühle, bin ich meinen Eltern (oder einem von beiden) und meinen Verwandten näher. Würde ich ‚positive‘ Emotionen wie Freude und Liebe über einen längeren Zeitraum zulassen (geschweige denn zeigen), entstünde eine große Entfernung zu ihnen. Dann wäre ich nicht nur noch einsamer, sondern, schlimmer, dann wäre ich einfach nur egoistisch.“

Da die Frauen aber auch nach eigener Definition meist einen bedeutenden Lebenswert darin sehen, sich verantwortungsvoll und fürsorgend zu verhalten, wäre die Idee, „egoistisch“ (wie auch immer wir dies definieren mögen) zu handeln, ein völliges Aufden-Kopf-Stellen ihrer wichtigsten Lebensprämisse. Gerade deshalb ist ja die Eßstörung so stark schuld- und schambesetzt, verursacht sie doch bei den wichtigsten Mitmenschen Sorgen und Kummer. Daß gerade mit ihrer Hilfe der mißlingende Versuch unternommen wird, endlich einmal „autonom-egoistisch“ zu handeln, wird lange Zeit von den Angehörigen verkannt.

So betrachtet, können wir die gefühlte Gefühllosigkeit auch als Ausdruck der – wütenden – Verbundenheit mit den Eltern deuten. Geht es den Frauen etwas besser, spüren sie ab und zu Glücks- oder Zufriedenheitsgefühle und registrieren schneller Ärger und Zorn. Sie scheinen dann aber sofort einen Schrecken über die damit – aus ihrer Sicht – verbundene Distanzvergrößerung zu den Eltern und Mitmenschen zu bekommen. Diese Entfernung verringern sie schnell mit Hilfe destruktiver Verhaltensweisen, die sich grundsätzlich gegen sich selbst, jedoch niemals offen gegen andere richten. Die gefühlte Gefühllosigkeit kann auf diese Weise auch als Schutz vor subjektiv erwarteten distanzschaffenden Konflikten und einer egoistischen Eigendefinition angesehen werden. Wird die Beziehung entspannt und freudvoller, kann sie mit neuen Alarmmeldungen wieder auf das rechte Maß, das weder zu große Nähe noch zu große Distanz zuläßt, eingependelt werden.

Auch wenn die Eltern zunächst immer wieder verbal den dringenden Wunsch äußern, die Töchter mögen doch endlich die eigene Lebensplanung, die eigene Gesundheit, die eigene Selbständigkeit wichtiger nehmen als alle(s) andere(n), so scheinen die Töchter dies ihren Eltern nicht zu

glauben, artikuliert oder demonstriert doch zumindest ein Elternteil häufig vehement verbal und/oder durch Handlungen gleichzeitig die eigene biographisch sich durchziehende Opferbereitschaft.

Hier kann ein Zusammenhang gesehen werden. Es muß für die Töchter wie ein Paradoxon wirken, wenn für sie nach Ausbruch der Symptomatik familiär eine andere Lebensprämisse verbal artikuliert wird als die, die sie bei den Eltern und anderen Verwandten in deren praktischer Lebensführung wahrnehmen und einerseits ablehnen, andererseits aber einfordern. Umgekehrt signalisieren die Töchter den dringenden Wunsch, daß die Eltern es sich gutgehen lassen mögen. Tun diese dies, zeigen sich die Töchter verunsichert und fühlen sich im Stich gelassen. Die Distanz erscheint ihnen zu groß, die eigene Bedeutung verliert an Wert.

Die Wirkung der elterlichen sorgenmachenden Dynamik kann genau wie bei den Töchtern auch als gewünschter Unterdrückungsmechanismus anderer Affekte (wie z. B. Wut und Ärger) und, damit verbunden, vermuteter Effekte (wie angstauslösende Flexibilität im Umgang mit bisher gültigen Lebensprämissen) gesehen werden.

Harte Zeiten erfordern harte Lebensprinzipien und konsequentes Durchhalten

In Fällen von Eßstörungen wissen wir aus vielen Lebensberichten, daß in der Eltern- und/oder Großelterngeneration das Unterdrücken „egoistischer“ Gefühle und starker Affekte schon lange Alltag war bzw. ist, ausgelöst z. B. durch Zeiten harter ökonomischer und emotionaler Lebensumstände. Vielleicht ist damit als Druckentlastung und vorübergehende „Aussteigemethode“ auch der häufiger zu beobachtende stärkere Alkoholkonsum eines Eltern- oder Großelternanteils zu erklären.

Um der eigenen als negativ-egoistisch definierten Individuation, dem Aufgeben der wesentlichen, bisher für lebenswert erachteten Prämissen zu entgehen, eine schrittweise Lösung der eher sorgenvoll-emotionalen und handlungsrelevanten Verbundenheit

zu vermeiden, aktivieren vielleicht vor allem die Mütter – neben der berechtigten Sorge – so viele Hilfseinrichtungen. Der alte, gewohnte Zustand von (für)sorgenden Bindungen und teilweise angsterfüllten Abhängigkeiten soll – weil wertemäßig bisher aus vollem Herzen bejaht – erhalten bleiben, die Krise schnell überwunden, quasi vergessen werden können.

Gute Taten bringen schlechte Wirkungen

Aber erstmalig erleben die Mütter, daß ihr großer Einsatz wirkungslos bleibt, daß sie über helfendes Handeln nichts – wie sonst gewohnt – erreichen. Die mütterliche, bisher immer für gültig gehaltene Lebensprämisse, für die Angehörigen alles mit Einsatz erreichen zu können, scheint gerade bei der nun von starken Schuldgefühlen begleiteten Beziehung zur Tochter nicht mehr zu funktionieren. Statt die Ideologie jetzt selbst in Frage zu stellen, verstärken sie konsequenterweise diese und fixieren alle Gedanken, ja den gesamten Lebensalltag auf die Wiederherstellung der gewohnten sorgenvollen emotionalen Nähe und Verbundenheit. Alles scheint für sie wegzubrechen. Unter diesen Umständen hat das Leben in der Tat nur noch wenig Sinnhaftes.

Lassen die Kräfte bei den Müttern so stark nach, daß selbst sie, die sie sich bisher bei jeder Schwierigkeit kaum um ihr eigenes Kraftreservoir kümmern, diese Tatsache nicht mehr leugnen können, der Körper diese Anstrengung nicht mehr mitmacht, kommt es zum Einschalten helfender Unterbrechungen. Aber in Aufrechterhaltung der Lebensideale gehen nicht die Mütter zur Kur, in Urlaub o.ä., sondern sie schicken die Töchter in die Klinik, zu Verwandten usw.

Lebensfreuden werden heimlich genossen

Interessanterweise zeigt der Lebensweg vieler Eltern im übrigen eine beeindruckende, allerdings kräftezehrende Doppelstrategie. Während sie einerseits ihre familiär und beruflich definierten Pflichten sehr ernst, aufmerksam und gewissenhaft erfüllen, verwirklichen sie ihre eigenen Ziele –

seien es Reisen, Fortbildungen, berufliche Interessen, Hobbies – mit Zielstrebigkeit. Allerdings vermitteln sie dabei nicht den Eindruck, daß sie dies genießen, sondern den einer gequälten, von Schuldgefühlen begleiteten Überlastung. Nur so kann vielleicht die genossene, aber nicht „erlaubte“ vorübergehende Distanzvergrößerung zu den Angehörigen akzeptiert werden.

In der Beratung können wir ein Dilemma auslösen: Während wir die Töchter mit Hilfe konkreter Lebensbeispiele auffordern, ihren Gefühlen des Ärgers, des sich im Dienste der Lebensideologie der Eltern Mißbraucht-Fühlens, aber auch denen der Freude an der Teilnahme anderer Lebenseinstellungen, z. B. der von Freunden/innen, etwas nachzugeben (ohne dabei die Eltern abzuwerten) und alternatives Beobachten, Tun und Nicht-Tun auszuprobieren sowie die Wirkungen spekulativ vorwegzunehmen, ermutigen wir die Eltern zunächst scheinbar, den umgekehrten Weg zu gehen. Insbesondere die Mütter werden darin bestärkt, ihren gewohnten Gefühlen, nämlich denen des bindenden Mitgefühls mit eigenen, alten Eltern, dem Leiden der Tochter, denen des Wunsches nach Wiedergutmachung und Rechtfertigung, weniger nachzugeben. Wir fordern sie quasi aus ihrer Sicht auf, gefühlloser zu reagieren. Jedenfalls erleben sie dies so. Andererseits liegt dem die therapeutische Bemühung zugrunde, neue Erfahrungen zu etablieren, nach denen „positive“ Gefühle nicht automatisch trennende Effekte bewirken.

Es kann dann beobachtet und nachgefragt werden, ob die Therapeutin (der Einfachheit halber benutze ich weitgehend die weibliche Form) erlebt, daß sich die Eltern auch erleichtert zeigen. Denn es könnte sein, daß sie sich genauso wie ihre Töchter danach sehnen, sich von emotional kraftzehrenden Verstrickungen, die schon vor Ausbruch der Symptomatik einen diffusen Druck erzeugten, zu befreien. Die Töchter sind nur – schuldbeladene – Vorreiterinnen, die Eltern trauen sich häufig erst viel später, Lebenswünsche und Emotionen, die sie bisher als „egoistisch“ verworfen hatten, auch offen, nicht mehr heimlich, in die Tat umzusetzen. Es ist bei vielen Eltern

also nicht nur Sorge über die in ihren Wirkungen nicht vorhersehbare angestrebte lebensbejahende Individuation der Tochter zu spüren, sondern auch Erleichterung über den damit verbundenen Gewinn. Denn auch sie sehnen sich nach der Erlaubnis, die gefühlte Gefühllosigkeit als Ausdruck und Mittel der Bindung an die eigenen Familienmitglieder/innen sowie an ihre (eventuell schon tote) Herkunftsfamilie aufgeben zu dürfen. Ohne die „Ich-kann-die-Welt-retten-Position“ einzunehmen, ohne Aktivierung von Schuld- und Versagensgefühlen können erstmalig Emotionen vielfältigster Couleur über einen längeren Zeitraum gelebt werden, ohne Angst vor trennenden Wirkungen in den Beziehungen. Die vermuteten Effekte von Panik, Depressivität und verwandtschaftlicher Verachtung bleiben unerwarteter Weise meist aus.

Gewinne und Verluste werden neu berechnet

Solange sich Gewinn und Verlust in der gefühlten Gefühllosigkeit die Waage halten, wird der Prozeß, den wir Chronifizierung nennen, aufrecht erhalten. Der „Gewinn“ ist für die Töchter dann die besonders enge, nur über „Negativschlagzeilen“ erreichte, sorgenmachende Bindung an die Eltern. Dies vermittelt ihnen scheinbar das Zugehörigkeitsgefühl. Der in Kauf genommene „Verlust“ ist der Verzicht auf freudvolle, weitgehend angstfreie Beziehungen sowohl zu Familienangehörigen wie zu anderen Menschen. Für die Eltern läge der „Gewinn“ in der Aufrechterhaltung der für ihre Selbstbeurteilung so bedeutsam erachteten Lebensprämisse, wonach Beziehungen nur über Sich-Sorgen stabil und konstant bleiben. Der Verlust würde dem der Töchter entsprechen.

Die Schwierigkeiten, sich auf neue, lebensbejahende Erfahrungen ohne vermuteten Verlust der wichtigen Beziehungen einzulassen, könnten darin liegen, daß Frauen mit Eßstörungen eher eine Kopplung zu den Gefühlen, die sie mit einem spekulierten bindungsrelevanten Verlust (wie dieser auch immer aussehen mag) verbinden, eingehen, als zu solchen, die sie mit dem Gewinn einer bisher unbekanntem Bindung verknüpfen. Das bedeutet,

daß der vermutete oder erlebte Verlust einer Beziehung zu einem anderen Menschen eher im Sinne von Lebendigkeit emotional spürbar wird als der Gewinn des sich tatsächlichen Zuwendens.

Erlauben sich die Eltern, etwas Schönes ohne Heimlichkeit zu genießen, aktivieren sie, genau wie die Töchter, massive Schuldgefühle und neutralisieren damit das kurzzeitig gespürte, angenehme Gefühl, das wie das Kappen der Nabelschnur empfunden wird.

Entscheidet sich die Tochter, auf das bisher – auch mit Hilfe der Symptomatik – gut funktionierende Unterdrücken unterschiedlichster angenehmer wie unangenehmer Gefühle und geahnter Forderungen zu verzichten, nimmt sie aus ihrer Sicht ein hohes Risiko auf sich. Sie hat die Beziehungsgestaltung zur Herkunftsfamilie, aber auch zu Freunden/innen, Nachbarn/innen, Kollegen/innen nicht mehr in der Hand und verliert ihre subjektiv empfundene Autonomie. Damit ist sie scheinbar schutzlos den eigenen Gefühlen ausgeliefert, so, als ob sie nun über keinerlei Möglichkeiten verfügte, diese auch nur im geringsten zu beeinflussen. Das Entweder-oder-Muster bleibt, in Gedanken mit einer Vorher-nachher-Zeitimplikation verknüpft, bestehen: Vorher konnte sie alle Gefühle kontrollieren und dosieren. Nachher glaubt sie, kein Gefühl steuern zu können, damit auch keine Nähe und Distanz zu anderen Menschen beeinflussen zu können. Vorher konnte sie in ihrer Vorstellung allein bestimmen, nachher bestimmen nur die anderen.

Offenbar aktivieren angenehme Situationen, erlebt die Betroffene sie allein, sofort die elterliche Lebensprämisse, daß das wahre Lebensglück nur das ist, welches anderen ermöglicht wird, damit die Freude daran nicht eine Distanzvergrößerung schafft. Während die „negativen“ Gefühle Distanz ohne Beziehungsverlust erlauben (ermöglichen?), werden die „positiven“ gedanklich mit zuviel Nähe und völligem Autonomieverlust verbunden und sind auch deshalb nur kurzzeitig erlaubt. In beiden Fällen steigen allerdings die Schuldgefühle stark an.

Die Lebensidee, daß „egoistisches“ Handeln und Fühlen zum schuldbe-

denen Verlust familiärer Bindungen führen kann, gilt also nicht nur für die Töchter, sondern auch für die Mütter und sogar für die Väter. (Interessanterweise sind die Geschwister häufig von dieser Dynamik weitgehend ausgenommen, dienen weniger der Weiterreichung mehrgenerationaler Staffetten. Meine Ideen hierzu werden an anderer Stelle erörtert.) Dies läßt alle direkt Beteiligten eher verharrend abwarten. Starke, ungefilterte Trauer und Freude werden als Voraussetzung von völliger Einsamkeit und als Verlust gedeutet, verhaltene Freude und verhaltene Trauer aber erhalten die vertraute Nähe bei gleichzeitiger, vertrauter Distanz.

Frau Kerchers familiäre Gewinn- und Verlustrechnung

Die 32jährige Frau Kercher (der Name wurde geändert) quälte sich seit ca. 17 Jahren mit täglich langandauernden Gedanken ans Essen. Während sie tagsüber diszipliniert ihrem anstrengenden Beruf nachging, sich von Äpfeln, Salat und Vollkornbrötchen ernährte, zog sie sich abends in ihre Wohnung zurück, ging nicht ans Telefon oder die Tür und aß wie in Trance große Mengen, die sie schulbeladen anschließend erbrach. Als sie mit 15 Jahren einen Hungerstreik begonnen hatte, erlebte sie erstmalig eine große Zuwendung und intensive Nähe ihrer von Angst und Sorgen um sie geplagten alleinerziehenden Mutter (die sich Jahrzehnte aus ihrer Sicht vergeblich um die Anerkennung ihrer ebenfalls sehr kritisch-fordernden Mutter bemüht hatte). Während der Beratung fühlte Frau Kercher sich verstanden, führte kleinere Experimentieraufgaben durch und ließ es sich allmählich etwas besser gehen. Sie begann, Freundschaften inkl. Liebesbeziehungen aufzubauen, und das Leben um sie herum begann sie zu interessieren. Die abendlichen Eßattacken ließen nach, obwohl sie aus mir zunächst unerklärlichen Gründen die „Hausaufgaben“ immer häufiger „vergaß“. Die Zusammenarbeit wurde mit dem Hinweis, daß sie sich wieder melden könne, abgeschlossen.

Zwei Jahre später rief sie an: es ginge ihr genauso schlecht wie zu Beginn der früheren Beratung. Nach einigen weiteren Sitzungen fiel mir auf, daß sie jeweils zu Beginn der Gespräche jegliche Veränderungsideen sehr skeptisch beurteilte, gegen Ende der Sitzungen aber wieder frohen Mutes schien. Die gemeinsam entworfenen „Hausaufgaben“ bewertete sie geradezu enthusiastisch positiv und wollte sie sofort ausprobieren, tat es aber tatsächlich nicht. Schon auf dem Weg zur Tür hätte sie sie wieder „vergessen“. Auf Fragen, was denn geschähe, wenn es ihr besser ginge, antwortete sie später mit überraschender

Klarheit: Würde sie es sich besser gehen lassen, würde sie sich von der ihr sehr wichtigen Schwester emotional um 80%, von der Mutter um 60% entfernen. Sie würde dann zuerst von der Mutter, dann von der Schwester quasi vergessen werden, sich um diese auch weniger sorgen und damit als Resultat sehr einsam werden. Ihr Leben wäre wurzellos. Ihre Mutter würde in ihrer Phantasie den Abstand zu ihr vergrößern, wenn es der Tochter besser ginge, sie sich in sorgenmachenden Gedanken weniger mit ihr befaßte. Die Beziehung zwischen Mutter und Schwester (!) würde entspannter und schöner werden, sie selbst würde sich dann aus deren Beziehung ausgeschlossen fühlen. Bisher hätte die Schwester immer darauf geachtet, daß die Mutter sich der Klientin gegenüber vorsichtig und „richtig“ verhielte. Darauf würde die Schwester dann nicht mehr achten.

Nach Verbesserung der Symptomatik am Ende des ersten Teils der Therapie hatte offenbar der Effekt des Abstandes zur Herkunftsfamilie die Klientin erschreckt. Der Preis erschien ihr zu hoch. Sie ließ es sich wieder schlechter gehen und zeigte im zweiten Teil der Beratung einerseits den Wunsch nach kleinen, praktischen Übungen, blendete sie aber aus gutem Grund sofort wieder aus. Für die Klientin galt offenbar immer noch, trotz des vorübergehenden Versuches, sich die Welt positiv zu erobern, folgende Lebens-

Fazit für die Praxis

Solche hier beschriebenen therapeutischen Erfahrungen können dazu führen, daß wir in den Beratungen stärker darauf fokussieren, wie ein von allen positiv erlebter, sicherer Platz in der Familie gefunden werden kann. Ein Schwerpunkt würde dabei in der konstruktiven Veränderung innerer Prämissen von gesund-egoistischer Lebensfreude und der Erlaubnis zum Fühlen unterschiedlichster Strömungen ohne Beziehungsverlust liegen. Dann könnten wir uns auch ein wenig von der in Kolleginnenkreisen immer wieder formulierten Idee verabschieden, die Betroffene möge von ihrer Herkunftsfamilie (den Menschen oder den Werten?) Abstand nehmen. Sie wird dies erst dann tun, wenn sie gefühlsmäßige Erfahrungen gesammelt hat, daß sie dort einen sicheren emotionalen Platz hat, unabhängig von der räumlichen Distanz und vorweggenommenen Verlust- und Gewinnberechnungen.

prämisse: Wenn ich mir erlaube, es mir gut gehen zu lassen, gehöre ich nicht mehr zu meiner Familie. Dann habe ich mich selbst ausgeschlossen und werde ausgestoßen. (Eine berührende Sitzung mit Klientin, Mutter, Schwester, Hund und Baby der Schwester hat sie eines Besseren belehrt. Ein Ritual zwischen Mutter und beiden Töchtern half, die bisherige gemeinsame Lebensprämisse, nach der positive Entwicklungen unangenehme Distanz schaffen, chronisch-negative aber binden, zu verändern.)

Die Rolle der Väter/Ehemänner

Aufgrund eigener Kommunikationssignale werden die Väter in den Beratungen offenbar seltener ausführlich nach ihrer Sicht der Dinge gefragt. In Gesprächen mit Kolleginnen bestätigen diese oft, vom Leben der Väter eßgestörter Töchter, deren Geschichten, Wünschen, Zielen usw. wenig zu wissen.

In den Beratungsgesprächen mit beiden Eltern folgen wir häufig den Einladungen, das Gespräch eher mit den Müttern zu führen. Die Väter erscheinen uns von der familiären Krise zunächst geringer berührt, zeigen weniger helfenden Aktionismus und wirken irgendwie wie gelähmt und beleidigt. Auf Fragen und Ideen reagieren sie oftmals anfangs bedachtsamer und langsamer als die Mütter, so als wollten sie nichts Unüberlegtes äußern. Sogar die Angst, daß ihre Tochter sterben könnte, scheint sie zunächst nicht aus der Zurückhaltung zu locken.

Betroffene Töchter berichten, daß sie ihre Väter irgendwie als verschlossen erlebten. Versuche, die Väter mit Hilfe starker Gefühlsausbrüche zu provozieren, gelängen selten. Wie eine Glocke umgäbe die Väter weitgehend eine Art leere Unberührbarkeit, die wie ein Schutz vor den mühsam im Zaun gehaltenen Emotionen und Wünschen wirke. Als sensible Töchter spüren diese jedoch, daß hinter der väterlichen Fassade genau wie bei ihnen selbst Sehnsüchte nach weniger anstrengenden und angstfreien Beziehungen versteckt sein mögen.

Besonders belastend (weil dem eigenen Erleben sehr ähnlich) sei es für die Töchter häufig, daß ihre Väter alle Ängste, z. B. die vor Kritik, aber auch ihre Freuden in Nebelschwaden hüllen, auf der anderen Seite aber sehr feste Lebensregeln leben, an denen die

Töchter auch mit Hilfe der Eßstörung kaum rütteln und schütteln können. „Man grüßt die Nachbarn“, „Man geht pünktlich (wenn auch zuweilen ungen) zur Arbeit“ usw. könnten als Prämissen in die schon in der Herkunftsfamilie des Vaters geltende wichtige Metaregel übersetzt werden: „Man lebt offiziell auf Sparflamme, wahrt die äußere Fassade und hält eigene Befindlichkeiten zurück.“

Ablehnung und Sehnsucht nach der Verbindung zum eigenen Vater

Auffallend ist, daß die Väter mehrheitlich „autoritäre Erziehungsstile“ ablehnen, sich gleichzeitig aber in Diskussionen oft rigoros und kompromißlos zeigen. Sie begründen dies damit, selbst unter gereizten, sich – nach heutigen, allgemein konsensfähigen Maßstäben – autoritär verhaltenden, stark fordernden Vätern gelitten zu haben. Dennoch fühlen sie sich ihnen emotional verbunden ohne Gewißheit, daß diese Hinwendung erwidert wurde bzw. wird. Sie gingen eine vorsichtige Verbindung mit der eigenen Mutter ein, um diese vor der Launenhaftigkeit des Vaters zu schützen und wenigstens einer emotional engen Beziehung sicher zu sein. Als Kinder und heute als erwachsene Männer sehnen sie sich dennoch nach der Zugehörigkeit zum eigenen Vater, obwohl sie dessen als lieblos erlebte Erziehungspraktiken und Lebensphilosophien während der eigenen Kindheit abstießen.

Ein relativ braves, es allen recht machendes Verhalten, das offen vertretene Positionen und emotional einseitiges Engagement verbot, sicherte den Vätern einen einigermaßen festen Stand in ihren Herkunftsfamilien. In der väterlichen Biographie war in der Jugendzeit ein offenes Auflehnen gegen die eigenen Eltern sowie eine Auseinandersetzung mit diesen eher ungewöhnlich, als hätte dies automatisch ein sofortiges Ausstoßen aus dem Familienverband nach sich gezogen. Es entstand frühzeitig die nur gehante Metaregel: „Sich emotional deutlich zu positionieren und handlungsrelevant zu engagieren, hat das Ausgestoßenwerden aus dem Familienverband zur Folge.“

Große Angst vor verbal ausgetragenen Konflikten durchzieht die Le-

benseinstellungen der Väter, so als ob allein das Ansprechen eines Konfliktes diesen erst entstehen ließe und die Kontrolle über die Beziehungen und die eigene Sicherheit damit verloren gingen. (Die häufig von Kolleginnen vertretene These, daß v. a. die Mütter Meisterinnen im Kontrollieren seien, sollte auf diesem Hintergrund einmal kritisch hinterfragt werden. Vielleicht machen sie eher Angst durch ihr offenes, relativ kompromißloses Engagement und das klare Äußern ihrer Meinungen? Könnte es sein, daß sie nicht zu viel, sondern zu wenig kontrolliert haben und dies nach Ausbruch der Symptomatik „nachzuholen“ versuchen?) Die Weigerung, eigenes Unbehagen auszusprechen oder bei anderen erkennbar zu registrieren, bedeutet aber nicht, daß eigene Ziele und Bedürfnisse der Väter von diesen nicht konsequent (evtl. heimlich) verfolgt werden, allerdings in den Augen der Töchter und deren Müttern ohne Lust und Freude.

Die Wut über die seit Kindesbeinen aktiv geleistete Unterdrückung der eigenen Träume, Wünsche und Hoffnungen haben die Väter lange Zeit zurückgehalten. Sie betonten, daß gezeigte Aggressivität, Wut und Freude, starke Gefühlsausbrüche jedweder Couleur ihnen eher immer noch zuwider sind. Eindeutige, „harte“ Stellungnahmen durch andere Familienmitglieder werden als zu festlegend, einengend beschrieben, als Abgrenzungsmethode aber, sofern sie sich in die Enge getrieben erleben, selbst genutzt und sind aus der Sicht der Väter im Berufsleben durchaus erlaubt und angemessen.

Das Vermeiden eindeutiger emotionaler Positionierung sichert Autonomie und Zugehörigkeit

In der Beziehung zur Mutter der später eßgestörten Tochter schätzt der Ehemann/Vater zu Anfang eher ihre Spontaneität, Zuverlässigkeit und Fürsorglichkeit, aber auch die scheinbar ohne Rücksicht auf Verluste gezeigte Handlungsbereitschaft sowie die offene Kritikfähigkeit. Gleichzeitig beunruhigen ihn diese „Eigenschaften“ schon bald. All dies sind genau die Verhaltensweisen, die er sich selbst nur versteckt zugesteht. Durch

Schweigen, das verbale Zurückhalten eigener emotionaler Befindlichkeiten und das Vernebeln der wechselnden Wünsche nach Abgrenzung und Nähe versucht er lange Zeit, eigene, einseitige Stellungnahmen zu verhindern, um verbale Attacken und Konkurrenzen zu vermeiden, setzt seine Bedürfnisse aber konsequent-wortlos durch. Gleichzeitig fordert er aber die Fürsorglichkeit von Frau und Tochter heraus, für ihn zu artikulieren, zu entscheiden, zu sorgen, zu fühlen. Eigentlich sollte jede/r doch wissen, was er denkt und fühlt und will. Eine Diskussion hierüber erübrigt sich, würde aus subjektiver Sicht vermutlich mehr schaden als nutzen.

Es sieht so aus, als ob der Vater zu allen und gleichzeitig zu niemandem eine Allianz eingeht. Er läßt sowohl die Frau als auch die Tochter aus deren Sicht im Regen stehen, legt sich nicht fest, auf wessen Seite er vorübergehend steht.

Das Sich-nicht-Positionieren in der emotionalen, alltäglichen Auseinandersetzung sichert das Gefühl der Autonomie bei gleichzeitiger Rollenerfüllung wie zu kindlichen Zeiten.

Gelassenheit als Chance, nicht im Strudel der Auseinandersetzung unterzugehen

Auch das Sich-nicht-aus-der-Fassung-bringen-lassen, lange Zeit die Ruhe zu bewahren, wenn Mutter und Tochter sich nach Ausbruch der Symptomatik heftig auseinandersetzen, scheint doppelten Gewinn zu bringen: es sichert die Teilnahme an der scheinbaren Macht der Frau/Mutter, deren offene „Dominanz“ nicht mit der in der Herkunftsfamilie versteckt gezeigten der eigenen Mutter in Verbindung gebracht wird, sondern eher mit der des eigenen Vaters. Gleichzeitig scheint die Wut der Tochter an ihm vorbei zur Frau/Mutter zu fließen, während er eher der verständnisvolle Vater bleiben kann. Dies sichert ihm unauffällig die emotional wichtige Stellung bei der Tochter, ohne sich mit dieser auseinandersetzen zu müssen. Versucht die Tochter dies dennoch mit Hilfe von Provokationen und ständiger Nörgelei zu erreichen, zieht sich der Vater wie beleidigt zurück und bewirkt unbeabsichtigt als Effekt ein Ansteigen der

Schuldgefühle bei der Tochter. Gleichzeitig scheint die schon in seiner Herkunftsfamilie subjektiv gefühlte Gefahr, im Strudel der evtl. zur offenen Auseinandersetzung eskalierenden Dynamik aus dem Familienverband ausgestoßen zu werden, nun auch in der eigenen Familie gebannt. Dieser Gefahr setzt sich eher die loyale Tochter aus.

Nur nicht den Aggressor reizen

Wie paralysiert erlebt der Vater die heftigen Mutter-Tochter-Auseinandersetzungen, die von beiden sehr schuldbeladen erlebt werden und die er weder beeinflussen noch beenden zu können glaubt. Die von außen erlebte Hilflosigkeit des Vaters aktiviert das mütterliche Agieren in einer nicht endenwollenden Spirale. Das gequälte väterliche Verharren kann auch als Versuch angesehen werden, sich familiär nicht in die vorderste Reihe zu stellen. Damit bleibt er unangreifbar vor Kritik, ist auch nicht verantwortlich für bestehende bzw. noch auftretende Probleme und Mißerfolge in der Familie. Für ihn gilt weiterhin die Devise, es sich mit niemandem durch Unbedachtheit zu verscherzen, Kritik nur subtil zu äußern. Damit bleibt er seiner Herkunftsfamilie treu. Er zeigt nur das Gegenteil des beim eigenen Vater erlebten Verhaltens, verharrt in der kindlichen Position. Nur nicht den Aggressor reizen, denn es war seine Aufgabe, den väterlichen Zorn nicht anzuheizen, sondern zu beruhigen und für äußere Harmonie zu sorgen. Starke eigene Gefühle des Ärgers, der Freude werden als trennende erlebt, die in Schach gehalten werden sollten und sich in Nörgeln und versteckter Abwertung (genau wie dies mit offeneren Ausdrucksformen und anschließenden Schuldgefühlen Ehefrau und Tochter tun) ein Ventil suchen. Trotz der körperlich gefährlichen Symptomatik der Tochter, die nicht übersehbar familiäre Verhaltensänderungen einfordert, bleibt die stark verinnerlichte Regel, nach der familiäres Engagement mit katastrophalen persönlichen Folgen zu bezahlen ist, aufrechterhalten.

Aus der Sicht von Frau und Tochter sieht es dagegen so aus, als wehren sich beide trotz der eigenen heftigen Auseinandersetzungen auf unter-

schiedliche Arten dagegen, vom Ehemann/Vater weiterhin mit äußerer Sanftmut, scheinbarem Desinteresse und zu starren Lebensprämissen beherrscht zu werden und die Spekulationen über seine tatsächliche Gefühlslage ständig am Kochen halten zu müssen. Dieser von Mutter und Tochter gespürte Ärger verbindet beide, so daß die Allianz zwischen ihnen aus Sicht des Vaters wieder enger wird. Dadurch fühlt er sich verstärkt aus dieser Beziehung ausgeschlossen, was wiederum die Schuldgefühle von Mutter und Tochter anheizt. Jede/r kann eigentlich machen, was sie/er will, es ist von der Wirkung her scheinbar immer das Falsche.

Die häufig von Kolleginnen in Gesprächen vermutete Idee, der Vater sei auf die Mutter wegen deren enger Verbindung zur Tochter, von der er sich ausgeschlossen fühlt, wütend und „rächt“ sich quasi indirekt durch Passivität und Nörgeln in der Krise, wird m. E. der mehrgenerationalen und innerfamiliären Dynamik zu wenig gerecht und kann als zu simple „Beschuldigungshypothese“ für böse Familien verworfen werden. Diese Meinung läßt auch außer acht, daß die Ehefrau sich meist nach dem Austausch mit dem Ehemann intensiv sehnt, ihn aber emotional und intellektuell wie die Tochter nicht zu erreichen glaubt und sich dieser auch deshalb als sensibler Gesprächspartnerin stärker zuwendet.

In vertrauensvollen Gesprächen berichten Väter, daß sie ab und an eine diffuse Wut auf die Ehefrauen – bei fast gleichzeitiger intensiver, positiver Vertrautheit – verspüren. Würden diese hierzu gefragt, wären sie überrascht. Vielleicht glauben die Väter, das schon in der Kindheit trainierte Unterdrücken und Nichtzeigen eigener Befindlichkeiten, Träume und Sehnsüchte aufgrund des Verhaltens der lebensstüchtigen, patenten Ehefrauen noch stärker perfektionieren zu müssen, um sowohl „dazuzugehören“ wie auch „dagegenzuhalten“. Die lange Zeit (forcierte und) erlebte, nur heimlich boykottierte enge Mutter-Tochter-Beziehung führt ihnen aus ihrer Perspektive immer wieder vor Augen, daß familiäre Sicherheit subjektiv nur über offizielle Anpassung, unter Verzicht auf auch nach

außen gezeigte Lebendigkeit und tatsächliche Anteilnahme erreicht werden kann. Der Bruch der vertrauten Mutter-Tochter-Beziehung sichert zunächst eigentlich nur Vorteile, ohne sich offen dafür eingesetzt zu haben.

Freudvolle Zweierbeziehungen aktivieren Schuldgefühle

Fordern die Ehefrauen ihrerseits mehr Engagement und familiäre Öffnung, so wird dies nicht als Chance und Ausdruck auch des eigenen Wunsches, sondern als erneuter Versuch, die subjektiv noch nie erreichte, wohl aber immer aufs Neue angestrebte (bezogene) Autonomie einzuschränken, gewertet. Die verdeckte Wut der Väter auf die Mütter verhindert aber eine von den betroffenen Töchtern so sehr herbeigesehnte gute Mutter-Tochter-Beziehung. Da die Töchter, würden sie eine schöne Beziehung zu ihren Müttern zulassen und genießen, in einen Loyalitätskonflikt zum Vater kämen, verzichten sie lange Zeit auf die liebevolle Verbindung zur eigenen Mutter. Sie zeigen ihren diesbezüglichen Wunsch also nur indirekt durch das Aufrechterhalten von Negativschlagzeilen. Ein wahrhaft schwieriges Dilemma.

Jede(r) bewacht die Zweierbeziehungen der anderen Familienmitglieder und verzichtet aus Sorge um diese auf unbeschwerte Kontakte. Glaubt die Tochter, daß der Vater bei einer guten Mutter-Tochter-Beziehung benachteiligt ist, verzichtet sie aus Fürsorge zu ihm auf diese. Glaubt der Vater, daß eine gute Beziehung zur Ehefrau die gute Mutter-Tochter-Beziehung erschwert, hält er sich zurück. Glaubt die Mutter, ihr Kontakt zur Tochter bzw. zum Mann erschwert die gute Vater-Tochter-Beziehung, balanciert sie von einem zur anderen, kann aber die eigenen guten Kontakte nicht zulassen, geschweige denn, sie genießen. Unter diesen Umständen ist es logisch, daß eine permanente Eifersuchtsspannung im Raum spürbar ist, wenn alle drei zusammen sind. (Die Wirkungen der durchaus wichtigen Kontakte zu evtl. Geschwistern werden hier jetzt nicht besprochen, um die Komplexität der Betrachtung zu verringern.)

Implodieren statt explodieren

Orientieren wir uns an dem Konzept der Delegation (Stierlin 1982), so können wir fragen, ob das Hungern bzw. Vielzuvielessen bzw. Brechen neben vielen anderen sinnmachenden Gründen auch der Versuch ist, die vom Vater delegierte traurige Wut, Einsamkeit und Aggression zu beherrschen, lieber zu „implodieren“ denn zu „explodieren“. So kann die Eßstörung deshalb neben dem Versuch, Autonomie und Bindung gleichzeitig zu leben, auch als Möglichkeit gesehen werden, dem Vater eine Ablösung von der anstrengenden, lebenseinengenden Rolle des guten Sohnes zu ermöglichen. Dürfte die Tochter sogar ein freudvolleres Leben als ihre Eltern führen, ohne vom Gefühl überschwemmt zu werden, daß dies einen zu großen Abstand zu ihrer Herkunftsfamilie mit sich bringen könnte?

Fazit für die Praxis

Die Einbeziehung der Väter in die Psychotherapie kann, wenn diese Argumentation stimmig ist, im optimalen Sinne einen günstigen Effekt auf die Töchter ausüben, sie von einer Last befreien. Die von allen geschätzte häusliche Zuverlässigkeit der Väter müßte nicht aufgegeben werden, kann aber mit mehr spielerischer emotionaler Lebendigkeit gekoppelt werden. In der Praxis würde dies bedeuten, daß die väterlichen Befürchtungen bei einer offenen Parteinahme und das deutliche Benennen eigener Wünsche sowohl in der Beziehung zum Kind wie zur Ehefrau verringert und die emotionale Vorsicht und Rücksicht weniger notwendig werden können.

Die Rolle der Mütter/Ehefrauen

Über die Rollen und Lebensweisen der Mütter eßgestörter Töchter ist schon viel geschrieben worden. Oft zeigen die Autorinnen dabei mit Wohlwollen. Aus den Erzählungen der Mütter und ihrer Angehörigen können wir verallgemeinern (ohne die vielfältigen Frauenwirklichkeiten von Müttern mit Töchtern dieser Symptomatiken wi-

derzuspiegeln), daß sie die Stimmungen in ihren Herkunftsfamilien als Kinder/Jugendliche eher sorgenvoll und freudlos, von resignativer Anstrengung geprägt erlebten unter der Prämisse: „Wir müssen zusammenhalten, die Außenwelt ist uns gegenüber feindlich eingestellt“. Diese Lebensphilosophie hat die gegenseitigen Bindungen und Verantwortungen sehr verstärkt. (Übrigens ist hier eine mustermäßige Übereinstimmung mit vielen Familien, in denen es zum sexuellen Mißbrauch gekommen ist, zu sehen. Vielleicht wird deshalb so extrem häufig die Eßstörung, im Gegensatz zu meinen Erfahrungen, mit sexuellem Mißbrauch in Verbindung gebracht.) Es scheint, als ob der Glaube an gute Lösungen verloren gegangen ist.

Schon früh entstand die Idee von gegenseitiger Verantwortung, die über Leistung und konkretes Tun gezeigt wurde. Emotional waren die Generationen verwischt, jeder war für jeden zuständig. (Auch dies ist ja bekanntlich ein Muster, das „die Mißbrauchsfamilien“ häufig präsentieren.) Die Eltern wurden von den Kindern und Außenstehenden lange Zeit als sehr bemüht erlebt. Die Mutter der später eßgestörten Tochter entwickelte schon früh schnell ein schlechtes Gewissen, daß sie für ihre Eltern eher eine Last denn eine Freude sein könnte und sich anstrengen mußte und wollte, den kräftezehrenden Einsatz ihrer Eltern für die Kinder wiedergutzumachen. Wenn nicht nur über schulische/berufliche Leistungen, so doch verstärkt über Sicheinfühlen, Sorgen, offene Parteinahme und schnelles Handeln in der Not wurde aus subjektiver Sicht der Platz in der Familie gesichert. Ein tiefes Verständnis für die emotionalen und alltagsrelevanten Probleme der Eltern, in besonderem Maße für die der Mutter, entstand, welches oft erst Jahrzehnte später als krasse Überforderungssituation erkannt und geschildert werden konnte.

Mehr Anstrengung muß doch mehr Liebe bringen

Die diffusen Gefühle, nicht gut genug zu sein, der Liebe der Eltern vom alltäglichen Engagement her nicht ausreichend zu entsprechen, aber viel-

leicht durch noch mehr Einsatz erlangen und irgendwann beweisen zu können, dieser Liebe wert zu sein, setzten sich mehr und mehr, lange Zeit ohne kritische Reflexion, im Leben der Mutter fest. Sie setzt sich auch Jahre nach Gründung ihrer eigenen Familie der Frage aus, ob sie es denn wohl schaffen kann, dem vermuteten elterlichen Leistungsanspruch auf allen Ebenen zu genügen und deshalb gleichzeitig als Frau und Mutter, evtl. auch im Beruf, die Beste zu sein. Sie weiß es nicht, wird aber immer und immer wieder versuchen, diesem nicht einlösbaren Ideal, das durch keine überprüfbaren Kriterien definiert, explizit auch nie benannt wurde und deshalb schwer zurückzuweisen ist, zu entsprechen.

Sich für das Wohlbefinden der eigenen Mutter – unausgesprochen – zuständig und damit sehr wichtig fühlend, verbunden mit der Sorge, ihr doch noch nicht das Richtige und Beste gegeben zu haben, versuchte sie, auf eigene Füße zu kommen, sich ein Stück abzulösen. Sie hat ihre eigene berufliche und private Zukunft in die Hand genommen und sich in den Vater der später eßgestörten Tochter verliebt. Nach der Geburt dieses Kindes reaktiviert sie wieder ihre alten Befürchtungen und Wünsche. Kann sie nun die Anerkennung der eigenen Eltern bekommen, wenn sie selbst eine besonders fürsorgliche, fleißige Mutter ist? Kann sie ihre Mutter in deren undefinierbarem Kummer trösten, deren hartes Leben ausgleichen, wenn sie ihr die Enkeltochter als freundliches, sensibles, liebes, fleißiges Mädchen als Beweis für eine „gute“ Leistung und als Vertreterin für eigenes Kummern zeitweise „schenkt“, wird sie dadurch sogar selbst etwas entlastet? Ist es möglich, mit Hilfe ihres Kindes etwas gut zu machen, was sie selbst nicht geschafft hat? Kann das eigene Kind der Mutter vielleicht das geben, das sie selbst nicht geben konnte? Werden Schuld- und Versagensgefühle endlich nachlassen?

All diese Gefühle bleiben ihrer Tochter nicht verborgen. Auch ohne Metakommunikation spürt sie, daß ihre Mutter von irgendeinem hektisch wirkenden seelischen Druck getrieben ist und daß sie als Tochter in dieser familiären Konstellation ihren

Part verantwortungsvoll zu übernehmen hat.

Die Mutter darf ihre anfängliche Freude über die Beziehung zum Ehemann, die allerdings frühzeitig aufgrund der lange Zeit ergebnislos diskutierten diametral entgegengesetzten Lebenseinstellungen und -erwartungen Belastungen ausgesetzt ist, nur versteckt zeigen, um nicht glücklicher dazustehen, als sie die eigene Mutter in deren Leben erlebt hat. Dazu fehlt der Mut, würde dies doch als vermuteter Effekt eine schuldbeladene Distanzvergrößerung bedeuten.

Unglücklicherweise hat der Ehemann mit seinen eigenen emotionalen Verstrickungen aus seiner Herkunft genug zu tun und erlebt seine Frau nach außen so selbstsicher und stark, daß er ihr Bedürfnis nach Anerkennung, Halt und Sicherheit nicht ausreichend erkennt und stillen kann.

Sollte aller Einsatz vergeblich gewesen sein?

Nun steht die Mutter plötzlich nach Ausbruch der Symptomatik, wie aus heiterem Himmel, vor dem Scherbenhaufen ihres Lebens. Hat sie wieder, wie schon als Kind, alles nicht richtig gemacht, ja sogar versagt? Das darf nicht wahr sein. Sie muß es schaffen, daß ihre Tochter weiter die „gelungene“ Tochter und enge Bezugsperson bleibt. Sie rotiert und rotiert und rotiert..., bleibt lange Zeit in alten Mustern gefangen. Auch in der Psychotherapie fühlt sie sich schnell beschuldigt, wie sie sich ja auch den ganzen Tag selbst anklagt – und so die enge Bindung an die Herkunftsfamilie, in der Kritik stärker ausdrucksfähig erlebt wurde als Wertschätzung, aufrechterhält. Immer und immer wieder kreisen die Gedanken durch ihren Kopf: „Was habe ich bloß falsch gemacht?“

Die leicht auszulösende Selbstbeschuldigung wird im Laufe der andauernden Eßstörung der Tochter, bei der die Mutter erstmalig deutlich die Grenzen ihres Einflusses und familiären Managements spürt, häufiger blitzartig von starken Wutgefühlen auf Tochter und Mann unterbrochen. Sie erlebt deren beider Verhalten immer öfter als nur gegen sich gerichtet, fühlt sich im Kummer allein gelassen (aktiviert bedauerlicherweise die Schuld-

gefühle der Tochter und des Mannes) und versucht dennoch, diese Wut schnell wieder auszublenden, um die Distanz nicht zu groß werden zu lassen.

So hat auch die Mutter ihre „egoistischen“ (d. h. auch trennenden) Gefühle, wenn sie überhaupt einmal auftauchten, über Jahre, vielleicht Jahrzehnte, unterdrückt (und hat sie, ebenso wie Mann und Tochter nur ab und zu heimlich gelebt), hat eher geglaubt, die Bedürfnisse der anderen stärker erahnen zu können als die eigenen. Mit Hilfe von Kummer und Sorgen hielt sie wie ihre Mutter das Band zur Tochter. Freude aufgrund „egoistischer“ Handlungen und Gefühle bewirkte eher Distanz, die wieder neue Schuldgefühle produzierte, deren Effekt wieder die Nähe brachte.

In der Ehe mit dem eher familienbezogenen, irgendwie aber wie in einer eigenen Welt lebenden Mann sah sie die Chance, den Eltern treu zu bleiben und gleichzeitig ein eigenes Leben führen zu können. Diesen Balanceakt versucht der Ehemann auf seine Weise in bezug auf seine Herkunftsfamilie ebenfalls zu vollführen.

Fazit für die Praxis

Die hohe Selbstabwertung und -beschuldigung der Mütter (die ihr Ventil in der kritischen Kontaktaufnahme zu den Mitmenschen suchen) verführt Psychotherapeutinnen leicht, diesem Muster zu folgen, statt über Wertschätzung und Aufwertung des verzweifelten Engagements Zugang zu den Lebenswelten der Mütter zu finden. Die Verbitterung und verhärtete Trauer können durch Verknüpfung der dargelegten Beziehungsmuster aufgeweicht werden und im Interesse der Töchter einer lebensbejahenden Ablösung von den Werten der Eltern Platz schaffen. Die Aktivierung von Kummer, Schuldgefühlen und Selbstabwertung auch bei kleinsten Anlässen würde dann sowohl bei der Mutter wie bei der Tochter immer weiter nachlassen und einer guten Mutter-Tochter-Beziehung den Boden bereiten.

Für die Tochter entsteht nun ein wirkliches Dilemma. Bindet sie sich an die Werte und Glaubenssätze der Mutter, glaubt sie, die der väterlichen Herkunft zu verraten. Bindet sie sich an die des Vaters (siehe oben), glaubt sie, die der mütterlichen Linie zu verraten. Sie durchlebt die Werte-Ablösungs-Ambivalenzen beider Eltern und ihre eigenen in einer Person. Wie soll sie als ebenfalls treue, solidarische Tochter die Ablösung schaffen?

Eßprobleme und der familiäre Umgang mit Zeit

Gerade in den letzten Jahren ist das Thema Zeit mit seinen diversen therapeutischen Implikationen intensiver in der „systemischen Szene“ diskutiert worden (z. B. Boscolo und Bertrando 1994). In vielen Publikationen über Ablösungsprobleme Jugendlicher, zu denen bekanntermaßen auch die Eßstörungen gezählt werden, ist hinreichend beschrieben worden, daß die Anpassung der Familie an veränderte Lebenssituationen eine besonders hohe Flexibilität erfordert, um individuelle und familiäre Weiterentwicklung, das „Mitgehen mit der Zeit“, zu ermöglichen. Doch ist dies eine allgemeine Beschreibung, die im Prinzip wenig aussagt und offenbar für jede Familie gilt.

In Familien, in denen massive Eßstörungen auftreten, erlaubt der durch die Familienmitglieder erzählte Umgang mit der zur Verfügung stehenden Zeit die Formulierung von Ideen über einige starr gewordene generationsübergreifende Lebensregeln, -pläne und damit verwobene Beziehungen.

Zu Beginn der Beratungen erscheint die sich mit Eßritualen und -gedanken beschäftigende Tochter ebenso wie ihre Mutter hektisch getrieben zu sein. Bis zum Aufleben der Symptomatik, aber auch noch eine Weile darüber hinaus, hat sich die Strategie, die „Zeit im Griff zu haben“, Pläne im vorgedachten Zeitrhythmus auch tatsächlich zu verwirklichen, offenbar weitgehend realisieren lassen. Nun, zu Beginn der Beratung, soll alles wie gewohnt schnell angegangen, verändert, durchgeführt werden. Der familiäre Zeitdruck wird den Therapeutinnen weitergereicht. Die Tochter macht sich viele Gedanken, was sie sowohl am selben Tag wie innerhalb der

nächsten Jahre noch zu erledigen hat, so daß von professioneller Seite zunächst eher der Gegenimpuls entsteht, „auf die Bremse zu treten“, das Zeitempfinden der Klientinnen verlangsamen zu wollen. Nach einigen Sitzungen dreht sich der Spieß um: die Therapeutinnen müssen sich zügeln, nicht auf die Seite der baldigen Veränderung zu gehen, das offenbar gedroselte Tempo im Durchführen von (aus der Außensicht definiertem) Wesentlichem, das „Anhalten der Zeit“ bei der Betroffenen nicht negativ zu konnotieren. Erstmals driftet der zeitliche Handlungsrythmus zwischen Tochter und Angehörigen, insbesondere der Mutter, auseinander.

Die familiäre Uhr rast und ist gleichzeitig stehengeblieben

Im Vergleich verschiedener Familien, in denen eine Tochter eine Eßstörung produziert hat, ist in der Tat auffallend, daß im Laufe der Biographie bei einem bestimmten, von außen als nicht besonders einschneidend definierten Lebensabschnitt, der zeitlich vor Beginn der Symptomatik einzuordnen ist, von der später Betroffenen ein emotionaler Stop im zwischenmenschlichen Bereich eingelegt wurde. Als könnte die Zeit angehalten werden, wird z. B. ein Gespräch mit einem Bekannten, vor zwei Jahren geführt, in Gedanken immer wieder aufgefrischt, die Sätze werden nachhallend gehört, ohne Ergebnis analysiert und weitergesponnen. Der vereinbarte Rückruf wird geplant, aber ständig auf morgen verschoben. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein. Äußerlich bemüht sich das junge Mädchen dennoch, allen vermuteten Anforderungen weiterhin zu genügen. Sie tut dies pflichtgemäß, aber voller Kummer, auch noch nach Beginn und späterer Perfektionierung der Eßrituale. Dies bedeutet eine enorme Kraftanstrengung aufgrund der weitgehend heimlichen Eßgedankenflut und der Durchführung entsprechender Rituale. Hierzu zusätzlich ist sie zunächst immer noch ständig mit der hektischen Verplanung der individuell zur Verfügung stehenden Tageszeit für Pflichten und Hobbys beschäftigt, blendet allerdings immer weiter andere Menschen aus dieser Zeitstrukturierung aus, als würden

diese sie nur stören und belasten. So kann zunächst vor Ausbruch der Symptomatik ein beziehungsmaßiger, später auch ein schul-/berufsmäßiger Bruch im sinnvollen Nutzen und Ausfüllen von Zeit festgestellt werden. Während nun aber in Gedanken die Pläne und Vorhaben weiterhin virulent bleiben, werden sie in der äußeren Realität immer weniger tatsächlich durchgeführt. Die innere Planung des Umgangs mit der Zeit und die äußere Realisierung klaffen allmählich, aber immer stetiger, auseinander, obwohl die Betroffene in den therapeutischen Gesprächen im Hier und Jetzt viele Ideen für Gegenwart und Zukunft entwickelt. Dieses Verhalten war vor Beginn des symptomatischen Verhaltens eher umgekehrt. Vorgenommene, geplante Tages- und Jahreskonzepte wurden besonders pflichtbewußt, als gäbe es keine Alternativen und Zeitenwechsel, durchgeführt. Eine lange Auszeit wird nun nach Beginn der Eßrituale, zuerst schleichend, dann immer vehementer, genommen. Würde die Betroffene dies bewußt und mit Freude eine Weile durchführen, könnten wir dies als gelungenes Ablösungsverhalten deuten und begrüßen. Doch leider verschärft dies die Symptomatik häufig und bringt wenig individuellen Gewinn. Das nicht funktionierende Vorhaben, die zur Verfügung stehende Zeit zu dehnen oder anzuhalten, ist zum Scheitern verurteilt, wird dennoch wieder und wieder versucht. Gleichzeitig bedauert die Betroffene, daß ihr die Zeit „davonrast“. Während früher das Innen- und Außenleben im Umgang mit Zeit weitgehend übereinstimmten, ist die innere „Hektik“ nach eigenem Bekunden geblieben, wird aber durch Handeln nach außen nicht sichtbar. Das Zeitverschwenden ist von außen beobachtbar, das Geizen mit der Zeit als innerlich erlebter Prozeß erzählbar. Nur der Umgang mit dem Essen bringt Erleichterung und Entspannung. Versuchen wir, eine Verbindung der individuellen Lebensführung zum familiären Hintergrund zu konstruieren.

Außerfamiliären Beziehungen wird gedanklich die Treue gehalten

Die Eltern scheinen ihr äußeres, gesellschaftliches Leben im Griff zu ha-

ben. Pläne werden nicht nur gedanklich entwickelt, sondern auch realisiert. Dennoch fällt eine Duplizität auf. Für eine wichtige Bezugsperson im familiären Umfeld der Betroffenen, bei Familien mit zwei Eltern häufiger der Vater, scheint die Zeit ebenfalls (wann?) stehengeblieben zu sein. Hier betrifft dies aber weniger das tatsächliche, v. a. berufliche Handeln, sondern die Einstellungen, Wertvorstellungen, Freundschaften. Wie bei der Tochter werden Ereignisse und Beziehungen ohne jede durch die Zeit entstandene Nuancierung gespeichert. Der väterliche Freund, vor 15 Jahren das letzte Mal gesehen und gesprochen, ist immer noch „mein bester Freund Christian“. Auf der anderen Seite können soziale Kontakte, einmal im Streit beendet, offenbar nie wieder gekittet werden. Das, was gestern galt, muß auch heute und morgen richtig sein. Der sichere Boden lebenslanger Einstellungen, der Unterschied von Richtig und Falsch, das Gerüst von Gut und Böse würde sich bei Veränderungen in sumpfigen Morast verwandeln, die Orientierung wäre verloren.

Positiv betrachtet besteht eine große Verbindlichkeit und Treue zu Menschen und Glaubenssätzen, die persönliche und familiäre Sicherheit und Stabilität vermitteln.

Genau wie später die Tochter scheint die Mutter im Umgang mit der Zeit eher getrieben zu wirken und sich auch so zu fühlen. Alles muß – wie geplant – geschafft, jede berufliche und private Vereinbarung erfüllt, die gesamte familiäre Versorgung der anderen geleistet werden. Insbesondere die Bedürfnisse der Kinder werden in ihrem zeitlichen Aufwand von der Mutter ernst genommen, allerdings häufiger weniger lustbetont, weil parallel und gleichzeitig die vielen anderen Pflichten zunächst nicht ausgeblendet werden können. Emotionales Innehalten in kurzfristigen, scheinbar nicht so wesentlichen Kontakten fällt schwer, obwohl eine sehr innige Verbindung empfunden wird. Dieses Verhalten zeigt die mütterliche Treue zum Muster permanent erlebter, impliziter Anforderungen der eigenen Eltern an gute Mutterschaft und dem Ausweichen vor ständig erwarteter Kritik, unter der sie entweder in ihrer Herkunftsfamilie oder in ihrer Beziehung

zu den angeheirateten Verwandten litt/leidet (und die sie jetzt selbst gut trainiert anwendet).

Kommt die Tochter nun in ein Alter, in dem junge Leute „normalerweise“ elterliche Lebensprämissen in Frage stellen, einige für richtig, andere für falsch erklären und zum Leidwesen der Eltern diesen ihren Ideen auch eine Weile folgen, tut dies die später mit Eßproblemen belastete Tochter zunächst nur sehr vorsichtig, genauso, wie (zumindest) einer ihrer beiden Elternteile es nicht offen gewagt hat, den Lebensprinzipien und äußeren Zeitvorgaben der Herkunftsfamilie zu widersprechen. Interessant in diesem Zusammenhang ist auch, daß die der später betroffenen Tochter emotional sehr verbundenen Großeltern in der Tat in ihrer Biographie viel Zeit (z. B. durch Krieg oder Krankheiten) „verloren“ haben und sich emotional selten auf neue Beziehungen einlassen wollten.

Die innere Uhr des Infragestellens und Anpassens alter Lebensideologien an eigene und gemeinsame Erfahrungen mit dem Partner/der Partnerin und an gesellschaftliche Entwicklungen scheint für einen Elternteil stehengeblieben zu sein. Offenbar genießt der andere Elternteil einerseits diese Verbindlichkeit, leidet aber andererseits auch unter der mangelnden Lebensfreude. Je ruhiger, gewissenhafter, zuverlässiger, „langsamer“ der eine, je hektischer, ankurbelnder die andere? Diese komplementäre Partnerwahl wäre vielleicht ideal, würde sie nicht in Form einer latenten Kritikbereitschaft auch bei Kleinigkeiten, verbunden mit einem verdeckten Machtanspruch um die „richtige“ Lebensführung, die alle Familienmitglieder sehr anstrengt, gelebt werden.

Glaubt die Tochter, daß ein Überprüfen dieser tradierten Werte eines Elternteils Vater oder Mutter (evtl. auch Großeltern?) in eine aus ihrer Sicht verheerende Lebenskrise stürzen könnte? Wäre eine Diskussion auf der Metaebene schon gefährlich und implizit verboten?

Die konsequente Tochter aber redet nicht. Sie handelt. Nun lehnt sie sogar, nach langer Quälerei mit Gedanken ans Essen und dementsprechenden ungesunden Verhaltensweisen auch körperlich erschöpft, nach Jahren der

schulischen/beruflichen Anbindung an elterliche Normen, oft auch diese ab. Sie, für die die intellektuelle, berufliche und häusliche Leistung nie in Frage stand, die im Kreise ihrer Geschwister und weiterer Verwandter als die Fleißigste und Treueste überhaupt galt, hält einfach die Zeit an und scheint abzuwarten. Einerseits weigert sie sich, weiterhin den Normen treu zu sein, andererseits erlaubt sie sich nicht, durch Entwicklung und Umsetzung eigener Normen den Abstand zur Familie zu groß werden zu lassen.

Verknüpft sie wieder unterschiedliche Dilemmata schlüssig miteinander? Spürt sie, daß für den einen Elternteil die Zeit trotz des formal funktionierenden Lebens schon lange emotional stehengeblieben ist und demonstriert dies auch äußerlich, während die innere, das Leben planende Gedankenflut, das erlebte Rasen der Zeit, den ungeduldigen Wunsch des anderen Elternteils nach Veränderung repräsentiert?

Unterschiedliche Symptomatiken und der Umgang mit Zeit

Wenn ich versuche, die Mädchen/Frauen mit den verschiedenen Symptomatiken in ihrem Umgang mit der Zeit voneinander abzugrenzen, kann ich spekulieren, daß diejenigen, die von anderen und sich selbst als zu dick bezeichnet werden, eher in Beziehungen zu anderen Menschen trotz kritischer Kommentare verharren, im Alltagshandeln dagegen im „schnellen“ Rhythmus bleiben: Die geplante Reise wird sofort gebucht, der bestellte Schrank soll so schnell wie möglich geliefert werden. Dagegen zeigt die lange Zeit hungerstreikende Tochter eher eine abwartende und verständnisvolle Haltung, wenn Pläne in ihrer Realisierung aufgrund der (Nicht-)tätigkeit anderer mehr Zeit als vorgesehen in Anspruch nehmen, gibt allerdings in Gedanken ihre Ziele nicht auf. Das das Essen wieder erbrechende Mädchen versucht, sowohl das Anhalten der Zeit wie das sinnvolle Nutzen miteinander zu koppeln, wird allerdings durch den körperlichen Erschöpfungszustand und den andauernden Kummer über das Nichterreichen von Symptomfreiheit allmählich immer resignierter, so daß persönliche

Fazit für die Praxis

Eine therapeutische Konstruktneutralität sowohl gegenüber dem betonten Nutzen wie dem bedächtigen Umgang von Zeit und den dahinter verborgenen Lebensprinzipien erleichtert den Austausch aller Familienmitglieder darüber, wann das eine wie das andere Sinn macht und welche beziehungsmaßige Effekte Veränderungen im Umgang mit Zeit bringen könnten. Der diametral entgegengesetzte Umgang der Eltern mit Zeit könnte als Chance der gegenseitigen konstruktiven Beeinflussung gesehen werden und der Tochter die Möglichkeit eröffnen, sich wechselnde Lebenstempi ohne Gefühle der Illoyalität zu erlauben.

Ziele mit der Zeit kaum mehr geäußert werden dürfen, um nicht als Utopistin dazustehen.

Eßstörungen und der familiäre Umgang mit Geld

Eßstörungen kosten Geld. Für die über einen langen Zeitraum hungerstreichende Tochter werden oft enorme finanzielle Investitionen getätigt (angefangen vom dringend geforderten Reformhausapfel bis zum Besuch verschiedener Spezialkliniken), deren Höhepunkte in den Kosten für diverse psychotherapeutische Odysseen gipfeln. Daß Familien mit Töchtern, die massiv essen und brechen, mit dem indirekt in die Toilette geschütteten Geld im Laufe der Jahre meist einige Traumreisen unternehmen könnten, ist bekannt, wird von den Familien selbst aber nur im akuten verbalen Schlagabtausch thematisiert und erhöht unbeabsichtigt die Schuldgefühle der Betroffenen.

Häufiger ist den Berichten der Eltern zu entnehmen, daß die Beziehung mit einem finanziellen Ungleichgewicht begonnen wurde. Dies mag in Partnerschaften oft vorkommen und sich als belanglos herausstellen, hat aber in diesen Familien offenbar eine besondere Bedeutung. Selbst wenn die verschiedenen Ausgangsbasen mit der Zeit zu verschwimmen scheinen, von außen später ein gemeinsames Wirt-

schaften gesehen werden kann, bleiben die am Anfang der Ehe aufgrund der verschiedenen finanziellen Möglichkeiten bestehenden familiären Hierarchien über viele Jahre bestehen. (Die gleiche Wirkung wird wahrscheinlich in dieser Musterkonstellation das schnelle berufliche und finanzielle Vorwärtstürmen eines Elternteils erzielen, wenn der damit investierte Arbeitseinsatz und das erwirtschaftete Geld vom Partner aufgrund der Idee eigener Unterlegenheit abgewertet bzw. von beiden für emotionale Auseinandersetzungen genutzt werden.)

Die Ehe wird latent begleitet von konsequenzlosen Gelddiskussionen, die sogar den direkt Beteiligten anfangs kaum auffallen, bei emotionalen Spannungen aber mit der Zeit immer mehr mit subjektiv belegten Bedeutungen wie Gerechtigkeit, Abhängigkeit und Autonomie vermischt werden. Die elterliche Definition bleibt innerfamiliär weitgehend in „mein“ und „dein“ Geld unterteilt. Gleichzeitig entwickelt sich der Mythos, das ein Elternteil der „Verschwender“, der andere der „Sparer“ ist. Paradox wirkt besonders, wenn der offizielle „Sparer“ verbal auf weiteres Sparen drängt, gleichzeitig aber das „gemeinsame“ Geld lockerer ausgibt als der „Verschwender“, der dagegen grundsätzlich wohlüberlegter wirtschaftlich plant, ab und an allerdings das Geld auch durchaus für Vergnügungen nutzt.

Latente Angst vor dem finanziellen Fall in die Bedeutungslosigkeit

Mindestens auf einer Großelternebene (aber auch auf der der Eltern) hat es, oft schon lange vor der Geburt der später von Eßproblemen betroffenen Tochter, oft eine sehr große Anstrengung gegeben, aus dem finanziellen Nichts eine wirtschaftlich sichere Basis aufzubauen. Dieser harte Einsatz wird den Kindern gegenüber auf der Metaebene in Form einer „Hab-Acht-Devise“ mitgegeben: „Wir sind finanziell stark geworden, jetzt gehören wir dazu. Es war ein hartes Leben. Aber wir müssen ständig aufpassen, nicht wieder ins finanzielle Nichts, damit auch ins diskriminierte gesellschaftliche Abseits, zurückzufallen.“ Hierbei

ist zu berücksichtigen, welche enormen finanziellen und emotionalen Verluste viele Großeltern und Eltern der Betroffenen durch den letzten Weltkrieg, die Wirtschaftskrisen usw. erlitten haben (die besonderen Probleme der Vereinigung in Deutschland sind in diesem Zusammenhang nicht zu unterschätzen).

Die angstbesetzte Bedeutung des Besitzes bzw. Verlustes des Geldes allgemein vermischt sich später mit anderen, eher in der Zeit des wirtschaftlichen Aufbaus entwickelten moralisch-asketischen Lebensprämissen. Als Ausdruck der Unsicherheit über die eigene Bedeutung in Beziehung zu anderen werden diese im Lebensalltag für Konkurrenzen auf solchen Gebieten genutzt, die eher emotionalen Bereichen zuzuordnen sind. Genuß, Lebensfreude, Dazugehörigkeitsgefühl, Anerkennung, v. a. aber Unabhängigkeit werden von einem Elternteil stark mit „Geldbesitz“ gekoppelt, während der andere diese positiven Lebenselixiere emotional weniger an finanzielle Möglichkeiten anbindet. Eine Klientin drückte diese Einstellung, nach den sozialen Kontakten ihrer Mutter befragt, deutlich aus: „Am liebsten hat meine Mutter Beziehungen, die sie bezahlen kann. Wenn sie bezahlen kann, fühlt sie sich unabhängig, gleichzeitig aber auch unglücklich und ausgebeutet.“ In der Ehe wird versteckt-symmetrisch gekämpft, um in der Familienhierarchie und der Zuneigung der Kinder an erster Stelle zu stehen. Dies ist im Umgang mit Geld als einem vertrauten Terrain, einer bekannten emotionalen Spielwiese möglich, auf der auch die unproduktive Konkurrenz um die Bedeutung der von den eigenen Eltern übernommenen Werte und Lebensregeln für die jetzige Kernfamilie geführt wird.

Sowohl auf der (einen?) Elternebene wie bei der später betroffenen Tochter werden die Wünsche nach Nähe und Abhängigkeit so angstbesetzt er- und gelebt, daß alles getan werden muß, um sie auszublenden und die eigene Unabhängigkeit als Sicherheit vor dem Fall ins Nichts zu erhalten. Dazu bietet sich das familiäre Thema des Geldes optimal an. Finanzielle und emotionale Abhängigkeiten wirken im familiären Kontext fast schon wie identische Begriffe. Nach

Ausbruch der Symptomatik bei der Tochter findet die finanzielle Konkurrenzsituation einen neuen Schauplatz. Wenn nun der wirtschaftlich schlechter gestellte Elternteil für das Kind investiert, kann er auf diese Weise den Konkurrenzkampf beibehalten und den anderen belehren und damit langjährige Kränkungen zurückgeben?

So ist zu überlegen, ob dies gerade die als sensibel geltende und allseits nach Gerechtigkeit strebende Tochter diffus stören muß und sie auch dieses Thema mit Hilfe der Symptomatik indirekt anspricht. Interessanterweise machen die Mädchen und Frauen in den Beratungsgesprächen das Geld ihrer Eltern häufiger zum Thema als ihr eigenes. Selbst bei beruflichen Erfolgen, die eigentlich eine eigene wirtschaftliche Basis ermöglichen, werden lange Auszeiten, die die Eltern zu finanzieren haben, genommen oder weitere Berufsausbildungen angefangen, mit deren Hilfe der Status des abhängigen „Kindes“ aufrechterhalten werden kann. So wird die Seite der Bindung durch Handeln verstärkt, die Seite der Autonomie aber verbal betont.

Die betroffene Tochter geht lange Zeit mit dem eigenen Taschengeld oder dem ersten selbstverdienten Geld sparsam um, vergleicht sorgfältig die Preise, verbubelt aber völlig unbedenklich die Zuwendungen der Eltern für ihr Eßverhalten, nimmt das Geld wie selbstverständlich an, um es sofort wieder „wegzuwerfen“. Dieses „egoistische“ Handeln schafft, wie Betroffene auf Nachfragen berichten, Distanz- und Autonomiegefühle.

Die anschließend empfundenen Schuldgefühle läßt sie die Verbindung zu den Angehörigen wieder enger erleben, wie grundsätzlich die „negative“ gedankliche Verbindung zu den Angehörigen eher als die „positive“ aktiviert wird, um nicht aus dem Familienverband auszusteigen bzw. in der Phantasie ausgestoßen zu werden. Damit bleiben die emotional verknüpften Themen Geld und Unabhängigkeit virulent und können aus Sicht der Betroffenen auf dem Wege der Symptomatik gut gelebt werden.

Hierzu einige Ideen zu den formal abgegrenzten Symptomatiken: Der Unterschied zwischen der Symptomatik des Sehr-wenig-Essens und der des Sehr-viel-Essens liegt m. E. innerfa-

miliär hauptsächlich in der verschiedenen aktuellen Schärfe, der offenen bzw. verdeckten Form der Auseinandersetzung. Vielleicht kontrolliert die sich konsequenter im Hungerstreik befindliche Tochter stärker und grundsätzlicher jedes eigene Geldausgeben sowie das der Eltern mit moralisch bewertenden Kommentaren, während die das Essen wieder erbrechende Tochter deutlichere Unterscheidungen zwischen aus ihrer Sicht notwendigen und unnötigen Geldausgaben macht. Diejenige, die sich selbst als zu dick erlebt, gibt gerne, allerdings will sie nicht mehr (aus)geben als sie dafür spekulativ zurückbekommen kann, wobei bei Auseinandersetzungen der Kontostand deutlich betont wird. Schon beim Geben wird die Gegenrechnung gedanklich und heimlich durchgespielt.

Es ist dennoch zu bemerken, daß die Eltern trotz der allgemeinen, die Elternschaft durchziehenden Devise, alles für die Kinder zu tun, sich nichts ohne größeren, dafür geleisteten Arbeitseinsatz zu gönnen, dennoch ihren Bedürfnissen – auch den finanziellen – durchaus nachkommen, allerdings – wie später die „kranke“ Tochter – eher heimlich. Sich ohne Gegenleistung etwas zu gönnen schafft Distanz, selbstkasteiendes Sicheinschränken schafft, zumindest in der Phantasie, Nähe – wie bei der Tochter. Die unterschiedlichen Ambivalenzen werden gelebt: die lustvolle eher heimlich, die asketische aber offiziell. Auch damit wird die Treue zu den Lebensprämissen der eigenen Eltern und Großeltern dokumentiert, die Ablösung von lebensgeschichtlich nicht mehr passenden Werten nach wie vor mit schlechtem Gewissen vollzogen.

Allerdings setzt die Tochter noch eins drauf, pointiert das elterliche Verhalten der Konkurrenz um unterschiedliche Konten- und Zuneigungsbesitzstände geradezu mit entwaffnender Schärfe. Sowohl sie wie ihre Eltern verhalten sich den mehrgenerationalen familiären Werten, Mythen und Menschen gegenüber unbedingt loyal. Die Eltern können ihre finanzielle Basis nur heimlich und ohne große Freude genießen. Die Tochter nimmt das Geld an und wirft es heimlich wieder weg. Erreicht sie damit einen scheinbaren finanziellen innerfamiliären Aus-

gleich? Für sich selbst löst sie das Dilemma, die die Lebensqualität einengenden Lebensregeln der Eltern und deren konkurrierende Einstellung hierzu einerseits auf den Kopf zu stellen, sich von ihnen zu lösen (und damit stärker auf die Seite eines Elternteils zu gehen), ihnen andererseits treu zu bleiben (und damit eher auf die Seite des anderen zu gehen), auf geradezu ideale Weise: Wenn sie sich durch Verzicht der in der Familie üblichen Lebensmittel (der dennoch paradoxerweise kostenintensiv ist) oder massiven Genuß derselben von den Werten des einen Elternteils entfernt, dann nur mit kurzfristigem, heimlichen Genuß und sofort anschließenden Schuldgefühlen, die wieder die vertraute Nähe herstellen. Damit löst sie das Problem, auf wessen Seite sie denn nun der Ideologie nach steht, auf elegante Weise. Der Ausgleich finanzieller Ungerechtigkeiten und der Umgang mit Ambivalenzen von Nähe und Distanz werden auf einen Streich vollzogen.

Fazit für die Praxis

Diese Überlegungen lassen die Vermutung zu, daß die Eßstörung auch ein Hinweis sein kann auf eine innerfamiliäre, oftmals über Generationen zu beobachtende, in den Augen der Tochter ungerechte finanzielle Verteilung, verbunden mit einem emotionalen Machtanspruch, um den die Verwandten der Betroffenen oft mit verdeckten Karten lange Zeit ergebnislos kämpfen. Es kann deshalb therapeutisch günstig sein, den Umgang mit Geld (verknüpft mit Ideen zu Themen wie familiäre Gerechtigkeit, Verbundenheit, Autonomie, elterliche ideologische Hierarchie, usw.) in den Familiengesprächen unbefangen anzusprechen. Die Therapeutinnen können vorher ihre eigene Einstellung zum Geld diskutieren, um nicht ungewollt Verhärtungen statt Auflösungen alter Familienmuster zu bewirken.

Für viele anregende Diskussionen und Hinweise beim Schreiben dieses Artikels möchte ich Frau Dr. Ingeborg Schürmann, Frau Ingeborg Rücker-Embsen-Jonasch und Herrn Prof. Dr. Matthias Varga von Kibed danken.

Literatur

- Boscolo L, Bertrando P (1994) Die Zeiten der Zeit. Auer, Heidelberg
- Brakhoff J (Hrsg) (1985) Eßstörungen. Lambertus, Freiburg
- Cooper T (1987) Anorexie und Bulimie im Vergleich. In: Lawrence M (Hrsg) Satt aber hungrig. Frauen mit Eßstörungen. Rororo, Reinbek
- Gröne M (1995) Wie lasse ich meine Bulimie verhungern. Auer, Heidelberg
- Hirschmann J, Munter C (1992) Schluß mit den Diät-Kuren. Droemer Knauer, München
- Humphrey L (1986) Family relations in bulimic, anorexic and non-distressed families. *Int J Eating Disord* 5: 224–232
- Klapper A (1993) Symptomatologische und psychologische Charakteristika der spontanremittierenden Bulimia nervosa. Dissertation, Medizinische Hochschule Hannover
- Madanes C, Madanes C (1994) The secret meaning of money. Jossey-Bass, San Francisco
- Schimpf M (1995) Selbstheilung von Eßstörungen. Borgmann, Dortmund
- Schwarzer A (1997) So sehe ich das. Kiepenheuer & Witsch, Köln
- Schweitzer J, Retzer A, Fischer HR (Hrsg) (1992) Systemische Praxis und Postmoderne. Suhrkamp, Frankfurt
- Stierlin H (1982) Delegation und Familie. Suhrkamp, Frankfurt
- Weber G, Stierlin H (1989) In Liebe entzweit. Rowohlt, Reinbek